

Silvana E. Schneider

Tod der Puppenkönigin



Starks-Sture Verlag

Bücher die das Leben schreibt

Tod der Puppenkönigin

Silvana E. Schneider

Starks-Sture Verlag

Bücher die das Leben schreibt

978-3-939586-23-4

1. Auflage

© 2014 Starks-Sture Verlag
Anna Starks-Sture
Sonnenstraße 12, D-80331 München
www.starks-sture-verlag.de

Covergestaltung: Sabrina Simon

eBook-Herstellung und Auslieferung:
HEROLD Auslieferung Service GmbH
www.herold-va.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt besonders für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Prolog

„Das Seltsame ist das Seltene und das Seltene erinnern wir.“

Besonderes ist selten. Eine Naturstimmung kann es sein, ein langsam zu Boden schwebendes Blatt, das Licht einfängt und unsere Aufmerksamkeit. Ein Gedanke, der uns anspringt und unser Denken einnimmt. Ein Blick, der berührt, ein Wort, das Assoziationen auslöst, aufsteigende Gefühle, die man längst verschüttet glaubte.

Das Besondere kann schön oder hässlich sein, aber es lässt uns nie gleichgültig.

*„Alle leben mindestens drei Leben, ein tatsächliches,
ein eingebildetes und ein nicht wahrgenommenes.“*

Thomas Bernhard

I

Von außen gesehen, begann das schmale, lange Fenster etwa zehn Zentimeter über dem Boden; mit einem kräftigen Fußtritt hätte es jeder Vorbeigehende eintreten können. Es führte nicht in die Höhe, sondern lag horizontal, begleitete den Gehweg ein Stück weit.

Die Passanten, die an diesem grau verschneiten Januarmorgen vorübereilten, nahmen das Kellerfenster kaum wahr. Verirrte sich ein Blick darauf, so löste die fast am Boden beginnende Scheibe mit der beige-gräulichen Gardine, durch die ein schwacher Lichtschein drang, höchstens Erstaunen aus, manchmal gepaart mit Unbehagen. Dem einen oder anderen drängte sich vielleicht noch ein 'wohnt da etwa jemand?' auf, bevor er schon wieder am Fenster vorbei war und damit beschäftigt, auf dem ungestreuten, halb zugeschnittenen Trottoir nicht auszurutschen.

Theresa hatte den kleinen, braunen Holztisch unter das Fenster geschoben und saß auf dem alten Küchenstuhl davor. So konnte sie ungehindert hinausschauen, doch tatsächlich sah sie nur die Beine und Füße der Vorübergehenden. Starr saß sie auf ihrem harten Stuhl, den Rücken gerade, die Scheibe fixierend, als säße sie in einem Kino und betrachte einen monotonen Film.

Genau genommen war Theresas Zimmer ein Kellerraum. Sie war jedoch glücklich, ihn entdeckt zu haben, denn ein normales Zimmer mit regulärer Miete hätte sie sich in dieser Stadt nicht leisten können. Hier war es keine Besonderheit, dass Menschen die Hälfte ihres Einkommens für die Wohnungsmiete ausgeben mussten. Für neunzig Euro hatte sie den „Hobbyraum“ gemietet. Da sie als Reinigungskraft im nahegelegenen

Kaufhaus nicht viel verdiente, blieben ihr gut dreihundert Euro zum Leben, im Augenblick jedenfalls. Sie hatte vor, sich eine zweite Putzstelle zu suchen, um nicht mehr mit jedem Cent rechnen zu müssen. Erst einmal aber war sie hier in diesem Kellerraum, der nun ihr Zuhause war: zwanzig Quadratmeter Dunkelheit. Und dieses Fenster unter der Decke, fast zwei Meter breit, aber nur einen halben Meter hoch, ließ wenig Licht herein. Die beiden Steckdosen in Bodennähe waren schon belegt. An eine hatte sie eine billige, orangefarbene Leselampe angeschlossen. Die andere speiste die ebenfalls am Boden stehende, kleine, elektrische Herdplatte, auf der ein verbeulter Alukessel wenigstens die Zubereitung von Tee ermöglichte. Theresa hatte die Matratze, die ihr als Bett genügte, ganz an die Wand in die Ecke gerückt, nahe vor den alten, kleinen Heizkörper, der ein wenig Wärme abgab. Fein säuberlich zusammengelegt lag darauf ihr wichtigster Besitz in diesem grimmig kalten Winter: eine dicke Wolledecke. Die hatte sie noch auf ihr Fahrrad gepackt, als sie vor drei Wochen ihren Mann verließ, an jeder Lenkerseite eine Plastiktüte voll mit ihren Habseligkeiten.

Sie hatte den Abstellraum „teilmöbliert“ mit Sperrmüllmöbeln übernommen. Wie ein Geschenk begrüßte sie die im schiefstehenden Kleiderschrank abgestellte Matratze. Dass sie keinen Wasseranschluss im Raum hatte, konnte sie verschmerzen. Ein nicht mehr genutztes Badezimmer, ein Stockwerk höher, hatte sie bald entdeckt. Hier wusch sie sich und erledigte ihre kleine Wäsche, die sie zum Trocknen in ihrem Zimmer aufhängte. Niemals wäre sie auf die Idee gekommen, die im Bad verbliebenen Trockenleinen zu nutzen, zu groß war ihre Angst, von ihren wenigen Wäschestücken könnte noch etwas abhandenkommen.

Saß sie die ersten Tage, eingehüllt in ihre Wolledecke, nur heulend vor ihrem Tisch am Fenster, den monotonen „Gehfilm“ vor Augen, so hatte sie sich doch allmählich wieder gefasst. Es gelang ihr schließlich, die wenigen Stunden, die sie gezwungen war im Kaufhaus zu putzen, halbwegs zuversichtlich zu überstehen.

Der kleine, altmodische Aufziehwecker zeigte acht Uhr. Theresa stand auf, um Tee zu kochen. Das Wasser für ihren Frühstückstee holte sie immer schon am Abend, damit sie morgens, wenn Leben ins Haus kam, nicht Gefahr lief, Mitbewohnern im Treppenhaus zu begegnen. Ein altes Regal diente ihr als Vorratsschrank. Hier lagen, aufgereiht wie Schätze, fein säuberlich nebeneinander Brot, Butterfett, Marmelade, zwei Äpfel und ganz in der Regalecke, wie versteckt, zwei Tafeln Schokolade. Theresa nahm sie vorsichtig heraus, strich zärtlich mit dem Finger über den aufgedruckten kleinen Mohren.

Bei Rudolph war Schokolade verboten gewesen, er nannte Süßigkeiten überflüssige Verschwendung. Er hatte ihr so vieles verboten, fast hätte sie aufgehört zu atmen, so viel Leben hatte er ihr untersagt. Rudolph, ihr Ehemann, den sie nach über dreißig Jahren verlassen hatte, um zu überleben. Oder um endlich zu leben? „Warum“, so fragte sie sich, „habe ich ihn geheiratet. War ich so froh, dass mich überhaupt jemand haben wollte?“ Ehemann – allein dieses Wort – Theresa drehte es im Kopf, steckte nicht „ehemals“ darin? Sie schmunzelte, doch sofort kam die Traurigkeit zurück, zwang sie zu Boden. Er war es, der sie in dieses Kellerloch getrieben hatte, in dem sie aus der Schabenperspektive das Leben vorüberziehen sah. Trotzdem fühlte sie sich hier, zum ersten Mal seit vielen Jahren, wieder selber. Ja, zwischen diesen vier düsteren, klammen Wänden, bei denen die meisten Menschen nicht von „Zimmer“ reden würden, spürte sie sich wieder, empfand etwas wie Sicherheit, ein undeutliches Gefühl von Geborgenheit.

Noch wagte sie nicht, sich völlig diesem Gefühl zu überlassen. Gedankenketten an Rudolph rissen sie wieder schmerzhaft in das Durchlittene hinein. Sie sah ihn auf seinen Krücken durch die Wohnküche humpeln, jeden Schrank, jede Schublade durchsuchend. Immer wenn sie einkaufen gegangen war, hatte er misstrauisch alles nach Unnützem durchwühlt. Für ihn, den verbitterten, lebensfeindlichen Menschen, war schon eine Tüte billigster Bonbons der Gipfel an Verschwendung. Bereits vor seinem Unfall war er ein misstrauischer, nörgelnder Mensch gewesen, der sie demütigte, wo er nur konnte, um seine Minderwertigkeitskomplexe zu kompensieren. Aber damals musste er täglich

zur Arbeit, und sie hatte einige Stunden für sich gehabt, in denen sie sich aus ihrem Dasein wegträumte. Die Kraft, die sie aus diesen Tagträumen schöpfte, ließ sie dreißig Jahre Knechtschaft ertragen. Mitten zwischen modernen, selbstbewussten Menschen, in einer Großstadt mit florierender Wirtschaft, teilweise unglaublichen Luxus vor Augen, war es ihr nicht erlaubt gewesen, ein Stück Schokolade zu essen, oder sich normale Kleider zu kaufen. Schon als junge Frau schämte sie sich ihrer alten, abgetragenen Kleidung so sehr, dass sie erst bei Dämmerung aus dem Haus schlich, um die notwendigen Besorgungen zu machen.

Theresa seufzte. Ein plötzlicher Anflug von Lebensfreude ließ sie beide Arme hochreißen und laut schreien: „Ich bin frei, ich lebe, ich bin frei!“ Erschrocken schlug sie sich auf den Mund, lief zur Türe und lauschte, doch im Haus war alles ruhig. Es war ein altes Mietshaus, die Bewohner überwiegend Angestellte und Arbeiter, die ihrem Broterwerb nachgingen und tagsüber nicht zuhause waren. Theresa goss den Tee auf und stellte die Tasse bereit. Sie kramte ein Holzbrett hervor, holte Marmelade, Brot und Butterfett und deckte sorgfältig den Tisch. Der Tee schmeckte gut wie schon lange nicht mehr, und auf ihr Brot strich sie dick Butterfett.

„Rudolph bekäme einen Herzinfarkt, wenn er mich sehen könnte“, dachte sie belustigt.

Lange saß sie so bei ihrem einsamen Frühstück, der Ausblick aus dem Fenster amüsierte sie. Viele Beine, die meisten konnte sie bis zum Knie hoch sehen, gingen rasch und geschäftig vorüber.

Doch da – eine Störung im hin- und herfließenden Strom, ein Beinpaar war stehen geblieben. Junge Frauenbeine in schwarzen Wildlederstiefeln pausierten. Theresa reckte neugierig den Kopf und beugte sich so weit über den Tisch, dass sie die Beine nach oben verfolgen konnte.

Ausnehmend wohlgeformte Beine, die trotz beißender Kälte in dünnen, seidenen Strümpfen steckten. Erst weit oberhalb der Knie war ein Mantelsaum aus schwarzem Samt zu sehen.

„Ach Gott, Kind“, dachte sie und schwankte zwischen Mitgefühl und Bewunderung.

Die eng zusammengepressten Beine tippelten jetzt auf der Stelle. Unschwer war zu erkennen, dass dieser Mensch schrecklich fror. Es hatte aufgehört, zu schneien.

II

Die junge Frau, die auf dem Gehweg vor Theresas Fenster von einem Bein aufs andere trippelte, war hübsch. Der breite Gürtel ihres modischen Mantels betonte die schmale Taille. Schwarze, dünne Schaftstiefel, mehr modisches Accessoire als Kälteschutz, endeten unterhalb der Knie. Auch die Baskenmütze auf dem langen Haar schien nicht geeignet Wärme zu bieten. Das perfekt geschminkte Gesicht beherrschten langbewimperte Augen, die jetzt die gegenüberliegende Häuserzeile entlang forschten. Die ganze Erscheinung hatte etwas Ambivalentes. Zwar machte sie durch das fröstelnde Zittern einen unsicheren, verletzlichen Eindruck, doch lag in den hellwachen Augen eine beeindruckende Bestimmtheit.

Festen und entschlossenen Schrittes ging sie weiter, überquerte nach ein paar Metern die Straße. „Ich werde mir den Laden einfach anschauen, mehr nicht. Schließlich bin ich auf den Job nicht angewiesen“, dachte sie. Ein feines, spöttisches Lächeln umspielte ihren Mund, während sie an einen Titel dachte. War es ein Film oder ein Lied? „Auf zu neuen Ufern, auf zu neuen Ufern“. Er ging ihr nicht mehr aus dem Kopf.

Die Straße erschien ihr hell, freundlich, voller Verheißung. Dieses Empfinden dehnte sie aus auf die ganze Stadt. „So schöne Häuser und Straßen gibt es nur hier in meiner Stadt. Ich liebe diese Stadt, sie ist noch in jedem Winkel liebenswert und überschaubar, wie die Menschen, die hier leben. Weltstadt und Dorf, Vergangenheit und Zukunft, Kunst und Kultur, das gibt es so komprimiert nur hier. Und ich lebe hier, hier und heute. Ich bin jung, hübsch, auf dem Weg zu einem neuen Job und wer weiß? Vielleicht auf dem Weg zu neuen Ufern.“